

# Eine kleine Utopie

## Zur Entstehung des Vorkongresses »Zukunft Sozialpsychiatrie«

VON GLADYS JELITO

Diagnostik. Hier wurde kritisiert, dass Diagnosebegriffe (ICD-10) im Alltag zu unreflektiert verwendet werden und dies zu Stigmatisierung führt. Auch wurde die fehlende einheitliche Ausgestaltung von Diagnostik und die unübersichtliche Anwendung von Diagnostikinstrumenten im Bereich der Sozialen Arbeit thematisiert. Der dialogisch moderierte Workshop 5 (Moderne Sozialpsychiatrie auf Augenhöhe) fokussierte Kostenträger und Verwaltungsstrukturen und die damit einhergehenden finanziellen Zugänge als Hemmschwelle für die Umsetzung von Dialog. Workshop 6 (Anpassung von Hilfen an das Individuum vs. Standardisierung) befand, dass eine hohe fachliche Qualifikation der beste Standard ist und bei der Gewährung von Hilfen stärker auf eine Vertrauenskultur als auf Standardisierung in der psychosozialen Unterstützung gesetzt werden sollte.

Die in der Podiumsdiskussion und u.a. im Workshop 5 benannte Problematik der Ökonomisierung, welche eine bestmögliche Versorgung im Bereich der Sozialpsychiatrie erschwert bzw. verhindert, wurde auch während der nächsten drei Tage auf der DGSP-Jahrestagung mehrfach diskutiert bzw. kritisiert.

Die Studierendengruppe war am Abend erschöpft und gleichzeitig erfreut über den positiven Verlauf und das sehr gute Feedback. Der Abend endete mit einigen Teilnehmerinnen und Teilnehmern in gemütlicher Runde. Deutlich wurde, dass für den »Vorkongress« eine wertschätzendere Bezeichnung gefunden werden sollte.

Die darauffolgenden Tage blieben aufregend, denn die Ergebnisse des Studierenden-Kongresses wurden auf der DGSP-Jahrestagung präsentiert und Sandra Brangs, Friederike Pletsch und Frederik Rost hatten zudem die Gelegenheit, als Tagungsbeobachter am Hauptkongress teilzunehmen und zum Abschluss ihre Eindrücke zu schildern. ■

**Patrick Nieswand**, Assistenz der Geschäftsführung, DGSP-Geschäftsstelle

**Dr. Elisabeth Schreieder**, Dipl.-Sozialpädagogin, Dipl.-Spiel- und Theaterpädagogin, Dipl.-Pädagogin, Lehrkraft für besondere Aufgaben, Fachhochschule Kiel, FB Soziale Arbeit und Gesundheit

Kürzlich saß ich im Seminar »Professionelles Handeln«, und es ging um das Thema »Grenzen«. Prof. Dr. Annita Kalpaka erklärte gerade, wie wenig die Grenzen im eigenen Kopf zu tun haben mit den realen, physischen Grenzen. Bei diesen Worten hörte ich damit auf, meine innere To-do-Liste für den Tag durchzugehen (das passiert mir häufiger, wenn die Diskussion nicht so richtig in Gang kommt), und Frau Kalpaka hatte meine ganze Aufmerksamkeit. Wenn wir es niemals wagen würden, über alle Grenzen hinaus zu denken und uns immer nur die nächstwahrscheinlichen, vermeintlich sicher erreichbaren Schritte überlegen, würden wir auch niemals den großen Raum ausloten können, der zwischen der inneren, gedachten Grenze und der realen, physischen Grenze liegt, so behauptete sie sinngemäß. Mehr noch: Wir würden die reale Grenze nie herausfordern, nie ausweiten und immer nur die eigene, innere Grenze reproduzieren. Ganz so plump und kalenderweisheitsmäßig, wie sich das in dieser Retrospektive liest, hat sie das natürlich nicht gesagt. Aber ich weiß noch, wie ich mich zurückversetzt sah an das allererste Vorbereitungstreffen für diesen Vorkongress.

»Liebe Studierende, Sie sind oder waren am Thema der Sozialpsychiatrie interessiert? Haben vielleicht sogar schon Erfahrungen in diesem spannenden Arbeitsfeld gesammelt?«, so fing die E-Mail von Prof. Dr. Dieter Röh an, die er Anfang April 2017 über den E-Mail-Verteiler unseres HAW-Departments (Hochschule für Angewandte Wissenschaften) verschickte. Herr Röh lud zu einem ersten Vorbereitungstreffen für Mitte April ein, und von 2.000 kontaktierten HAW-Studentinnen und Studenten kamen – vier. Dazu gesellten sich noch sechs Studierende der Fachhochschule Kiel mit ihren Dozentinnen Frau Dr. Elisabeth Schreieder und Prof. Dr. Jeannette Bischof. Auch die beiden Hauptorganisatoren des Vorkongresses von 2016 »Don't panic 2030?! – Per Anhalter durch die Sozialpsychiatrie« waren anwesend und erzählten uns, wie sie ihren Vorkongress in Zusammenarbeit mit der DGSP organisiert haben. Tina Lindemann, Mitglied der DGSP und Geschäftsführerin vom Freundeskreis Integrative Dienste Spandau, hatte einen Großteil der Organisation, insbesondere das Catering gemeistert und hierfür auch Mitarbeiter freigestellt.



Das Organisationsteam des Vorkongresses »Zukunft Sozialpsychiatrie«

Foto: DGSP

Hier saßen wir nun am großen runden Tisch, verabschiedeten die beiden Berliner und verdauten das soeben Vorgetragene. Und da waren sie, die eigenen, inneren Grenzen im Kopf: Wie soll man das denn zeitlich schaffen neben dem Studium? Wir werden dafür aber nicht bezahlt oder freigestellt! Wer bezahlt das denn überhaupt? Catering ist doch viel zu teuer! Soll das Angebot auch an Studierende gerichtet sein? Die haben doch erst recht kein Geld für den Eintritt! Was muss man denn überhaupt können, um so einen Vorkongress zu planen? Können wir das? Keiner von uns hat da Erfahrung! usw.

Herr Röh schob Fragen und Vorbehalten einen Riegel vor und sagte: »Vergessen Sie doch erstmal die Frage, ob das machbar ist, und überlegen Sie, ob Sie darauf Lust haben, und wenn ja, was Sie daraus machen würden.« Jetzt nahm die Diskussion eine andere Richtung und drehte sich um die Fragen: Welche Themen sind uns wichtig? Was wünschen wir uns für die Sozialpsychiatrie?

Die Zeit reichte nicht mehr aus, um alle Gedanken weiterzuspinnen. Die Kie-ler mussten ihren Zug bekommen. Aber alle hatten Lust, sich wieder zu treffen und da weiterzumachen, wo man eben aufgehört hatte. Ein nächster Termin wurde verabredet, der Vorkongress-Ab-lauf geplant, und es wurden Ideen für Workshops gesammelt und Aufgaben verteilt. Es kamen weitere Studentinnen und Studenten hinzu, andere gingen und es kristallisierte sich ein harter Kern heraus, der bereit war, den ganzen Weg bis zum Schluss zu gehen, trotz aller Unsicherheiten und Fragezeichen. Mit der Zeit wurden wir ein Team, das sich erst wortlos, später auch ausdrücklich, auf basisdemokratische Werte, auf Transparenz und Umsichtigkeit bei der Zusammenarbeit stützte. Alle Fragen wurden im Team diskutiert und im Konsens entschieden, ob nun zum Flyer-Layout, zur Auswahl der Workshop-Themen, zu Fragen der Finanzierung (bei der uns dankenswerterweise die HAW unterstützt hat) oder ob es nun Becher zum Wasser gibt oder nicht. Das mag mühsam klingen, aber so wünschen wir uns wahre Gleichberechtigung und Partizipation.

Na ja, es war zugegeben auch mühsam, immer alle E-Mails zeitnah zu lesen und zu beantworten, um inhaltlich nicht den Überblick zu verlieren (seit dem Sommer ca. 50 interne E-Mails pro Woche), aber auf der anderen Seite war dann auch jede Entscheidung, die aus der Gruppe kam, immer die bestmögliche. Es gab Konflikte, die geschlichtet wurden. Es gab Tiefpunkte (Wo verdammt finde ich das HAW-Merchandise? Echt? Online? Nur im Intranet? Warum sind wir dann überhaupt gerade quer über den ganzen Campus von einem Ort zum anderen geschickt worden? Übrigens bei Sturm-Warnung!) und es gab Höhenflüge (20 Anmeldungen aus Zürich – und das, obwohl die Werbung erst eine Woche online war!).

So schnell, wie uns die Planung dieses Vorkongresses in den Bann gezogen hatte, konnten wir gar nicht gucken.

Und nun wird er Realität. Mit echten Podiumsgästen und echten Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Mit Kaffee und Kuchen, Werbung, Tagungsmappen und Abendprogramm. Mit Facebook-Seite und Tagungsräumen. Und mit Gastreferenten und Workshop-Didaktik. Wer hätte das Anfang April für möglich gehalten.

Ich wage zu behaupten, dass das, was wir bei diesem Projekt gelernt haben, so nicht im Rahmen des Modul-Handbuchs gelehrt werden kann. Das ist sehr schade. Aber dank Frau Schreieder und Herrn Röh konnten wir echte Partizipation und Projektplanung lernen und erfahren. Und das, ohne dass dafür ein extra Lehrauftrag erteilt wurde (sprich: nicht nur die Studenten arbeiteten hier ehrenamtlich).

Es braucht Utopien. Es braucht Mut, das Unwahrscheinliche, das Ideale zu denken. Dies ermöglicht uns, Wege zu finden, die abseits liegen. Es erweitert unsere Grenzen, die eigenen, inneren im Kopf und die realen, physischen Grenzen. Es ermöglicht einen Blickwinkel, der vom Positiven ausgeht. Ohne diese Perspektive verfallen wir in blinden Aktionismus – vor lauter Problemen, die ja nun mal existieren. Wir brennen aus, wenn die Idee einer besseren Welt verloren geht. In diesem Sinne: Ihnen allen genügend Mut und Kraft zur Utopie! ■

**Gladys Jelito**, Studentin der HAW im Studiengang Bachelor Soziale Arbeit



Frederik Rost und Sandra Brangs präsentierten auf der Jahrestagung die Ergebnisse vom Vorkongress.

Foto: DGSP

Beteiligte der Planungsgruppe des studentisch organisierten Vorkongresses zur DGSP-Jahrestagung 2017 in Hamburg am 22. November 2017 »Zukunft Sozialpsychiatrie«: Sandra Brangs (HAW Hamburg), Denise Effenberg (FH Kiel), Julia Hartl (HAW Hamburg), Gladys Jelito (HAW Hamburg), Friederike Pletsch (Sozialarbeiterin B.A.), Alexandra Ramona Riese (HAW Hamburg), Lydia Riewe (FH Kiel), Frederik Rost (HAW Hamburg), Prof. Dr. Dieter Röh (HAW Hamburg), Dr. Elisabeth Schreieder (FH Kiel)